

## Der Bericht eines überlebenden Grazer Arztes über den Untergang des österreichischen Passagierdampfers „Baron Gautsch“ am 13. August 1914

Von Alfons Haffner

Am 28. Juni 1914 ermordete in Sarajevo der bosnische Serbe Gavrilo Princip durch Revolverschüsse den österreichisch-ungarischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin Sophie Herzogin von Hohenberg. Am 28. Juli erklärte Österreich-Ungarn Serbien den Krieg, am 5. August Montenegro an Österreich-Ungarn, ebenso am 12. August das Britische Reich und Frankreich, während die Dreibundmacht Italien bis 23. Mai 1915 neutral blieb.

Somit war ab 5. August die ganze österreichische Küste von Triest (heute italienisch Trieste) bis Cattaro (heute montenegrinisch Kotor) vor feindlichen Angriffen zu schützen. So verlegte die k. u. k. Kriegsmarine in verschiedenen engen Meerestraßen Dalmatiens, besonders aber rund um den Kriegshafen Pola (heute kroatisch Pula) in Istrien, dichte Minensperren, die die Schifffahrt zum Ausweichen auf hohe See zwangen.

Durch den Kriegsausbruch waren Ostbosnien und die Hercegovina auf einmal Frontgebiet, und so wurden Frauen und Kinder der aus verschiedenen Ländern der Monarchie im Frieden dorthin versetzten Offiziere und höheren Beamten raschest evakuiert. In der Hercegovina fuhren die evakuierten Frauen und Kinder mit der Bahn nach Metković in Süddalmatien und sollten von dort per Schiff nach Triest reisen. Es war dies der „Baron Gautsch“, neben „Prinz Hohenlohe“ und „Baron Bruck“ einer der drei Eildampfer im Küstendienst des „Österreichischen Lloyd“ in Triest, der erst 1908 in Dienst gestellt worden war (Abb. 1). Der „Baron Gautsch“ hatte auch in vielen dalmatinischen Häfen Urlauber aufgenommen, die wegen des Kriegsausbruches nach Hause wollten, so dass das Schiff im letzten Hafen, in Lussingrande (heute kroatisch Veli Lošinj), am 13. August 1914 mit etwa zwei Stunden Verspätung um ungefähr elf Uhr Vormittag anlegte.

### Die letzte Fahrt des „Baron Gautsch“

Von Lussingrande (Veli Lošinj) fuhr der „Baron Gautsch“ nicht, wie im Frieden, entlang der Westküste der Insel Lussin (Lošinj) in Richtung Pola, sondern auf das

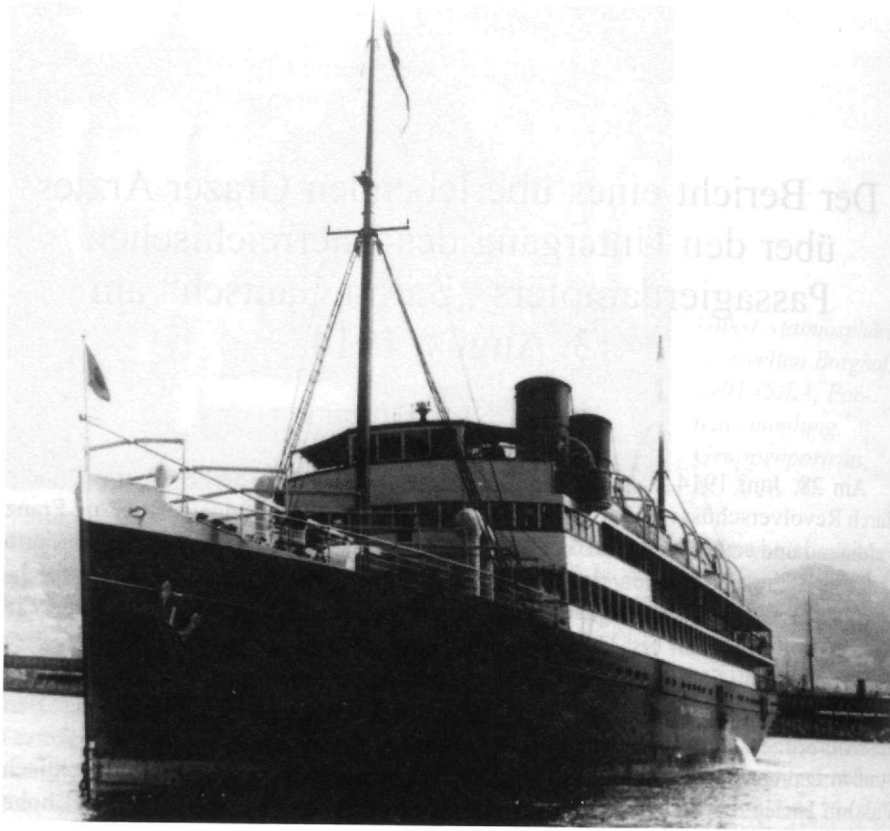


Abb. 1: Der Eildampfer „Baron Gautsch“ vom Österreichischen Lloyd in Triest ab 1908. (Foto von Herrn Oberst Walter Schaumann vom Museum 1915–1918 in Kötschach in Kärnten erhalten)

offene Meer hinaus und in weitem Bogen um die Inseln Sansego (Susak) und Brioni (Brijuni) herum, dann aber schräg in das Minenfeld, wo es zur Katastrophe kam.

Von den über 300 Passagieren ist mehr als die Hälfte ertrunken. Circa 80 Kinder waren an Bord, von den Kleinkindern wurde nur eines gerettet, und zwar von seinem Vater Dr. Pfeiffer (siehe diesen Bericht). Aber der Kapitän und der Erste Offizier waren unter den Geretteten des einzigen ins Wasser gelassenen Rettungsbootes, während die Leiche des Zweiten Offiziers, der das Schiff in das Minenfeld gesteuert hatte, mit einer Kopfschusswunde gefunden wurde. Er hatte sich selbst der irdischen Gerichtsbarkeit entzogen.

Über zwei Familien am Unglücksschiff sind konkrete Berichte vorhanden: die Grazer Familie Dr. Pfeiffer und die Klagenfurter Familie Herrmann.

## Der Grazer Universitätsprofessor Dr. Hermann Pfeiffer und seine Familie

Im Nachlass seines Großvaters, des Villacher Installateurmeisters Franz Parinpek, fand Herr Ing. Armin Riedel aus Villach den Durchschlag eines 29 Seiten umfassenden, im alten Kanzleiformat maschineschriebenen Manuskripts mit dem Titel

*Meine letzte Fahrt mit dem „BARON GAUTSCH“  
aus Aufzeichnungen für meinen Sohn.  
Von Prof. Dr. med. Hermann Pfeiffer.*

Wie die Kopie des Manuskripts in den Besitz von Herrn Parinpek gekommen ist und ob die Familien Parinpek und Pfeiffer verwandt sind, ist Herrn Ing. Riedel nicht bekannt.

Leider wurden die Manuskript-Kopien auf ganz dünnem Durchschlagpapier beidseitig geschrieben, sodass die Buchstaben vielfach auf die jeweilige Rückseite durchschlugen. Frau Oberamtsrat in Ruhe Gertrud Oezelt aus Villach hat dieses schwer lesbare Manuskript auf dem Computer transkribiert und es dadurch leicht lesbar gemacht.

Da Frau Oezelt diese Schiffskatastrophe vom 13. August 1914 aus meinem Aufsatz „Künstler und Wissenschaftler in der Familie Hermann“ in der Carinthia I, dem Jahrbuch des Kärntner Geschichtsvereines 192/2002 (S. 371–387, bes. 376ff.) bekannt war, übergab sie mir Ausdrucke dieser Transkription, die ich wie folgt ergänzen konnte.

Herrn Hofrat Dr. Peter Broucek vom Wiener Kriegsarchiv danke ich für folgende Auskünfte über Dr. Hermann Pfeiffer:

- Geburt: 22. August 1877 in Pötzleinsdorf (heute ein Stadtteil von Wien);
- Promotion zum Dr. med.: 13. Mai 1902;
- Militär-Rangliste vom 1. April 1904: nicht aktiver Assistenzarzt;
- Zugeteilt: zum k.k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 23 Sebenico (heute Šibenik);
- Teilnahme an einer Übung im Jahre 1909;
- Aus dem Weltkrieg sind von ihm keine Dienstblätter erhalten.

Offenbar nach der Promotion, aber noch im Jahre 1902, arbeitete Dr. Pfeiffer „in seiner Dienstzeit“ im Spital von Pola (Pula). Danach ging Dr. Pfeiffer in seine Wahlheimat Graz, arbeitete dort in der Gerichtsmedizin und wurde 1910 in diesem Fach außerordentlicher Professor an der Universität Graz. Im Jahre 1913 wandte er sich der allgemeinen und experimentellen Pathologie (in Graz) zu. 1919 bis 1921 war er ordentlicher Professor in Innsbruck, danach Institutsvorstand in Graz bis zu seinem frühen Tod am 21. Dezember 1929.

Seine Frau hieß Grete. Ihre Leiche konnte Dr. Pfeiffer nur mehr an dem durchbrochenen Strumpfmuster und an den Lacklederkappen ihrer Schuhe agnoszieren, so entstellte sie. Beider Sohn Erny war drei Jahre alt und hatte blonde Haare. Das Kindermädchen hieß Fritzi S. Sie überlebte den Schiffsuntergang auch nicht. Dann gab es noch ein Fräulein B., eine Sommerfrischen-Bekanntschaft aus Sizilien, die

gerettet wurde, vom extrem kurzsichtigen Dr. Pfeiffer ohne Brille aber nicht mehr erkannt wurde.

In seinem Bericht bezeichnet Prof. Pfeiffer außer seinem Urlaubsort Lussingrande alle Orte und Inseln nur mit ihrem Anfangsbuchstaben. Offenbar war es aus Geheimhaltungsgründen verboten, Orts- und Inselnamen auszuschreiben. Dasselbe galt ja auch für Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg. Ich habe die Abkürzungen auf die vollen damaligen und heutigen Orts- und Inselnamen (in Klammern gesetzt) ergänzt.

Bei der Uhrzeit der Schiffskatastrophe liegt bereits in dem in Villach vorgefundenen Durchschlag des Manuskripts ein Tipp-Fehler vor. Das ergibt sich aus der Abfolge der angeführten Uhrzeiten:

- ca. 11 Uhr Abfahrt in Lussingrande/Veli Lošinj;
- 12.15 Uhr zwischen Cherso/Cres und der Südspitze von Istrien, weit im Südwesten;
- 14.15 Uhr südwestlich von Brioni/Brijuni;
- 14.39 Uhr (nicht 15.39 Uhr) Blick auf die Uhr knapp vor der Explosion;
- 14.48 Uhr die Uhr bleibt nach dem Wassereintritt stehen;
- ca. 16 Uhr Rettung Dr. Pfeiffers und seines Buben durch ein Torpedoboot;
- ca. 18 Uhr Ankunft im Hafen von Pola/Pula.



Abb. 2: Hauptmann-Auditor Erich Herrmann mit Gattin Olga und Tochter Freya vor dem 1. Mai 1913 (Foto: Eigenbesitz des Verfassers)

Tief erschüttert gebe ich die traurige Nachricht  
vom Hinscheiden meiner innigstgeliebten Frau

**OLGA HERRMANN**

und Tochter

**FREIA HERRMANN**

welche anlässlich der Katastrophe des Lloyd dampfers  
„Baron Gautsch“, am 13./8. 1914 verunglückten.

MOSTAR am 18. August 1914.

**Erich Herrmann**

Major-Auditor.

PACHER UND KISIC, MOSTAR.

Abb. 3: Todesanzeige für Gattin Olga und Tochter Freya Herrmann aus Mostar (Foto: Eigenbesitz des Verfassers)

## Der Klagenfurter Major-Auditor und spätere Oberlandesgerichtsrat Hofrat Erich Herrmann und seine Familie

Erich Herrmann wurde am 4. Juli 1872 in Klagenfurt geboren. Sein Urgroßvater Joseph Herrmann, der 1803 das Großglockner-Erstbesteigungsbild im Auftrag von Fürstbischof Salm-Reifferscheidt gemalt und 1807/8 die Klagenfurter Hauptwache erbaut hatte, wurde am 24. April 1761 in Graz als Sohn des Grazer Altarbauers Johann Michael Hörmann (über diesen siehe diese Zeitschrift 86/1995, S. 209ff.) geboren und starb am 13. März 1830 ebenfalls in Graz. Erich Herrmann studierte in Graz Jus und ergriff 1895 nach dem Absolutorium (heute Magisterium) die Militärrichter-Laufbahn. Ab 1897 war er beim Marinegericht in Pola und ab 1899 beim Garnisonsgericht in Graz als Untersuchungsrichter tätig. Am 1. Mai 1901 wurde Herrmann zum Hauptmann-Auditor 2. Klasse befördert. Am 11. Februar 1902 heiratete er in Pottendorf bei Wien Olga Rusch, und am 5. Jänner 1904 kam Töchterchen Freya zur Welt. Mit 1. Mai 1904 wurde er Hauptmann-Auditor 1. Klasse, wobei er öfters den Gerichtsleiter vertrat, und am 16. Dezember 1902 wurde er zum bosnisch-hercegovinischen Infanterie-Regiment Nr. 2 in Graz transferiert, blieb aber auch Untersuchungsrichter im Garnisonsgericht Graz.

Vor seiner Beförderung zum Major Auditor am 1. Mai 1913 ließ sich die Familie in Klagenfurt fotografieren (Abb. 2). Am 1. Juli 1914 erfolgte die Transferierung zum Divisionsgericht des Festungskommandos Mostar als Justizreferent und Gerichtsleiter.

Frau und Tochter übersiedelten mit ihm nach Mostar. Nach Kriegsbeginn am 28. Juli 1914 wurden, wie bereits dargelegt, die Angehörigen der im Frontgebiet diensttuenden Offiziere und höheren Beamten aus anderen Kronländern raschest evakuiert. Olga Herrmann mit der nun zehneinhalbjährigen Tochter Freya und dem Kindermädchen fuhren also per Bahn nach Metković in Dalmatien und schifften sich auf dem Eildampfer „Baron Gautsch“ ein. Alle drei ertranken bei der Katastrophe. Olgas Leiche wurde geborgen, sie war aber so entstellt, dass sie nur an ihrer Perlenkette agnosziert werden konnte. Die Leiche wurde nach Klagenfurt überführt und in Annabichl bestattet. Die Leiche der Tochter Freya wurde nicht gefunden, vermutlich auch die des Kindermädchens nicht. Die in Mostar gedruckte Todesanzeige (Abb. 3) nennt die Tochter „Freia“, weil es im Kroatischen kein „y“ gibt.

Der als Militärrichter natürlich in Mostar verbliebene Major-Auditor Erich Herrmann war nach diesem Schicksalsschlag einige Zeit wegen Neurasthenie dienstunfähig. Am 20. September 1915 heiratete er in Wien die Cousine seiner ersten Frau, Josefine Pejčoch, mit der er nach dem Ersten Weltkrieg in Klagenfurt in kinderloser Ehe lebte. Er wechselte ab 1. Oktober 1920 in die Zivilgerichtsbarkeit, wurde 1936 Senatsvorsitzender und am 1. Jänner 1938 als Hofrat pensioniert. Nach politischer Maßregelung im Sommer 1938 wurde er 1945 rehabilitiert, starb aber bereits am 7. November 1947 in Klagenfurt.

## Meine letzte Fahrt mit dem „Baron Gautsch“ aus Aufzeichnungen für meinen Sohn. Von Prof. Dr. med. Hermann Pfeiffer.

*Meiner lieber Bub!*

*Da ich nicht weiß, ob es mir einmal möglich sein wird, mit dir als mit einem Erwachsenen über alles zu sprechen, was mir heute am Herzen liegt, so möchte ich dir von dem Lebensschicksal deiner Eltern erzählen, um dich wissen zu lassen, wie sehr sie sich geliebt und wie grausam unsere Ehe zerrissen wurde.*

*Ich beginne mit dem schrecklichen Ende, dem 13. August 1914, weil das zu wissen für dich besonders wichtig ist.*

*Da Du etwas schwächlich warst, so hatten wir beschlossen, den Sommer an der Adria zuzubringen. Da ich durch Arbeiten in Graz noch festgehalten wurde, reiste deine Mutter mit ihren lieben Buben und dem Kindermädchen Fritzi S. voraus. Ich traf dann am 8. Juli in Lussinpiccolo (heute kroatisch Mali Lošinj) mit dem Dampfer der Ungaro-Kroata ein. Deine liebe Mutter stand, dich an der Hand haltend, auf dem Molo und ich fühlte in diesem Augenblick, wo die beiden braun Gebrannten mir über den schmalen Wasserstreifen zuwinkten, der das Schiff von der Steuermauer trennte, wieder einmal so voll, wie lieb ich euch beide habe und wie glücklich wir seien.*

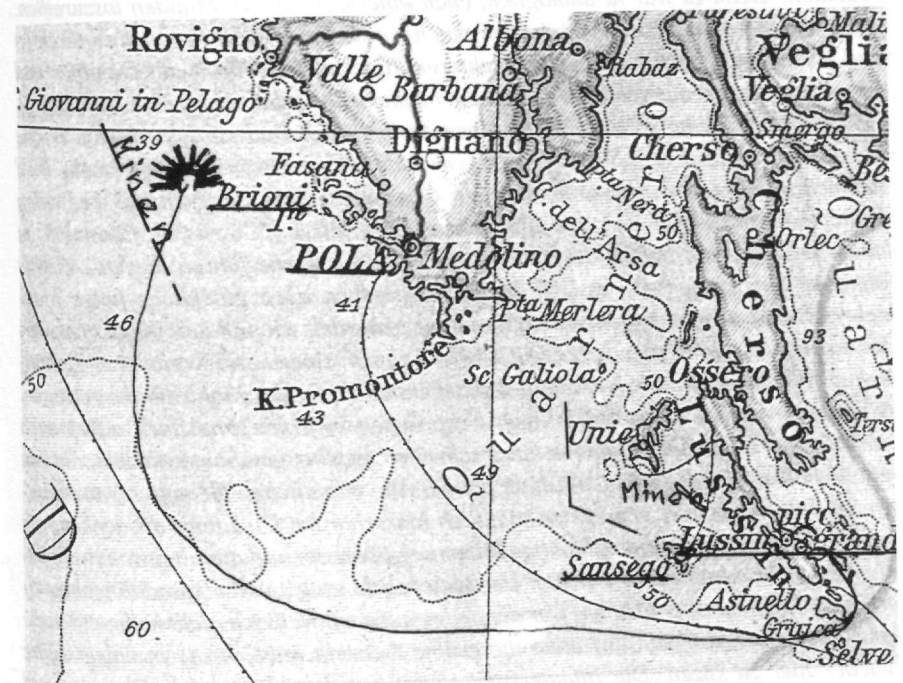


Abb. 4: Die letzte Fahrt des „Baron Gautsch“



So kam uns allen unerwartet in toller Ferienstimmung das Erlebnis des 25. Juli heran. Wir ahnten da drunten nicht, dass die Ermordung des Thronfolgers in Sarajevo endlich unser altes Österreich aus seinen inneren Kämpfen mit einem Schläge reißen sollte, dass die Zeit für ein längst heiß ersehntes Handeln gekommen und unser Vaterland sich endlich gegen die Feinde, die es umringten, mit den Waffen stellen wollte.

Am Morgen dieses Tages eilte ich nichts ahnend in die Pension, jubelnd wurde dort das Ultimatum verlesen, jenes befreiende starke Dokument, das Serbien mit dem Tone, der ihm allein gebührte, unannehmbare Forderungen diktierte. „Das ist Krieg“ jubilierten wir alle. In jauchzender Begeisterung machten wir an diesem Vormittage noch bei prächtigen Mistral eine Segelpartie nach Palazuol (Klippe 8 km vor Lussingrande/Palacol) und beschlossen im Scherzen, unsere Kutter zu armieren, uns selbständig zu erklären und gegen Montenegro eine Seeschlacht zu schlagen. Wir alle glaubten damals noch, dass die Mächte der Tripel-Entente Serbien werden fallen lassen und daß nichts anderes als eine Strafexpedition gegen diese Mörderbande bevorstehe.

Am nächsten Tage, einem Sonntage, eilten wir, da die Frist des Ultimatus abgelaufen war, nach Lussinpicolo (Mali Lošinj), wo uns schon die gelben Mobilisierungszettel begrüßten. Neue Stürme der Begeisterung! Auch mein Korps, das III., wo ich als Oberarzt im Landsturm stehe, war mobilisiert. Da ich glaubte, eine Kriegsbestimmung zu haben, hieß es am nächsten Morgen heimreisen.

Wie gerne tat ich's doch, wenn es auch einen neuerlichen Abschied von euch bedeutete. Denn es war ja unmöglich, euch innerhalb von 16 Stunden loszureißen. Auch war in Lussinpicolo (Mali Lošinj) auch vorderhand nichts für euch zu fürchten und es stand zu erwarten, dass in mehreren Tagen der Ansturm auf Dampfer und Eisenbahn ein geringerer werden und ihr bequemer werdet heimreisen können.

Der letzte Nachmittag wurde zu einem wehmütigen Bad von einem vom Winde nicht mehr begünstigten Segelversuch verwendet. Als wir von Gaudenzio Abschied nahmen, einem alten Matrosen, der den Oberbefehl über den von uns bedienten Kutter hatte, nickte er uns still und sinnend zu: „Ich hoffe“, rief er, „dass ich im nächsten Jahre die lieben Herrschaften alle wieder werde führen dürfen“. Nichts ahnend, versprachen wir es. Wie leicht versprechen doch glückliche junge Menschen! Sie wissen noch nicht, wie oft und wie grausam, wie jäh und ihnen unerwartet das Schicksal über sie hereinbricht! Wohl Ihnen! Am Abend wurde eine gigantische Pfirsichbowle gebraut und auf den äußersten Zipfel des Molos hinausgetragen. Wir leerten sie unter mannigfaltigen Gesprächen in froher und doch dabei auch wehmütigen Stimmung. In mitten einer schwülen, gewittrigen Sommernacht, die von einem hellen Mondscheinlicht erhellt wurde. Alle männlichen Genossen waren entweder einberufen oder erwarteten stündlich Marschorder. Du kannst dir denken, wie uns da so allgemach eine wehmütige Stimmung überkam und die altgewohnte Fröhlichkeit nicht durchbrechen wollte. Um Mitternacht ging's unter Mandolinbegleitung ins Kaffeehaus am Hafen. Wer die Frage aufwarf, weiß ich nicht mehr, es wurde aber diskutiert, wer von uns allen die größte Aussicht habe, heute in einem Jahre wieder hier zu sitzen. Die Infanteristen rangierten zuletzt mich als Oberarzt und Landstürmer an erster Stelle.

An die liebe junge Frau dachte niemand, an die gute Seele unserer fidelen Kumpanie. Und doch war sie unser erstes Opfer in diesem furchtbaren Kriege, lag drei Wochen später als entstellte Leiche im Hafen von Pola (Pula)! So kurzsichtig sind wir Menschen! Zu unserem Glück – ist es ja notwendig. Wenn man aber solches erlebt hat wie ich, so scheut man sich fürderhin Pläne zu machen, Hoffnungen groß zu ziehen, mit Bestimmtheit ein „Ich werde“ auszusprechen. Voll traurigen Bangens, voll Unsicherheit und Verzagtheit sieht man dann in die Zukunft.

Am Morgen hieß es um sechs Uhr aus den Federn. Mit ihr, der Lieben, eilte ich dann über den Strandweg nach Lussinpiccolo (Mali Lošinj) zum Dampfer. Es war der „Hohenlohe“, der uns aufnahm, dicht gefüllt mit begeisterten Soldaten und Reservisten. Am Hafen eine enthusiastische Menschenmenge. Ich werde den Moment nie vergessen, als das Schiff von Eviva vieler Tausender umbraust, das Ufer verließ. Die Reise nach Graz war mehr als unangenehm, der Zug überfüllt, sodass wir die ganze Strecke stehen mussten. Trotzdem bleibt sie mir unvergesslich, denn die Stimmung in ganz Istrien (Istra), sogar in Laibach (heute slowenisch Ljubljana) und im Unterlande (Untersteier, heute slowenisch Štajerska) war lodernde Begeisterung! Nun glaubte ich fest an ein Wiedererwachen des alten Österreichs und fühlte vielleicht zum erstenmal so ganz in mir den heiligen Willen erstehen, bis zum letzten Können meine Persönlichkeit in seinen Dienst zu stellen. In Graz überkam mich eine Ermüchterung, Enttäuschung, man braucht mich nicht: „Noch nicht“, denn ich bin ja nur ein Theoretiker. Ich richtete ein Gesuch an das Landesverteidigungsministerium, mich vorläufig wenigstens meinem Fache entsprechend verwenden zu wollen. Da die Antwort, wie ich in Erfahrung brachte, noch wochenlang auf sich warten lassen konnte, und ich hoffte, euch sicherer und besser durch die Fährlichkeiten und Unannehmlichkeiten einer solchen Reise in dieser Zeit heim zu bringen, als wenn ihr allein hättet reisen müssen, so bat ich um die Erlaubnis euch abholen zu dürfen und erhielt sie auch. Noch immer glaubte ich, es war Freitag, den 31. Juli, als ich mittags wieder erfuhr, dass Russland ruhig bleiben werde, dass aber auch Frankreich und England, ja die halbe Welt gegen das Deutschtum aufstehen werde, hätte mir absurd geklungen. Doch im Zuge schon, es war in Laibach (Ljubljana), erreichte mich die Nachricht von der allgemeinen Mobilisierung! Also waren internationale Verwicklungen doch nicht abzuwenden. Ich überlegte, was zu tun sei. Umkehren? – dann wäre der Zweck meiner Reise unerfüllt geblieben. Euch telegrafisch heimzurufen und in Triest zu erwarten. Das wäre das Beste gewesen. Hätte ich's doch getan! Aber die Aussicht, in Ruhe mit euch noch dort drunten einige Tage verleben zu können, ein Bangen, euch ohne mich in dieser Zeit auf dem Meere zu wissen, hielt mich davon ab, das, was ich jetzt als das Richtige zu spät erkenne, auch auszuführen.

So reiste ich am nächsten Morgen mit dem „Baron Gautsch“, meine vorletzte Reise mit diesem Schiffe, zu euch. Ich hatte mich früher nicht angemeldet und überlaschte euch nach eurem Nachmittagsschläfchen. Ein Blick in deiner Mutter lieben Augen, deine Freude, dass dein Väterchen wieder da sei, schien mir die Gewissheit zu geben, dass ich recht gehandelt habe. Nun entwickelten sich die Dinge in der großen fernen Welt da draußen, Schlag auf Schlag, während wir auf unserer Insel

direkt nur wenig davon berührt waren. Unsere Gesellschaft war in alle Winde zerstoßen. Wir siedelten ganz in die Pension M. über, wo endlich nur mehr eine Sizilianerin, Fräulein B., die Besitzerin und wir drei zurück blieben. So wonnevoll diese Tage auch waren, quälte mich doch der Gedanke an die Heimreise. Nicht, dass ich für die Meinen an eine direkte Gefahr dachte, aber ich scheute besonders die lange Eisenbahnfahrt in überfüllten Zügen und die Strapazen, die sie namentlich für dich bedeuteten.

Erst am Sonntag, dem 8. August erreicht uns die Nachricht, dass England an Deutschland den Krieg erklärt habe. Ich erfasste sofort, dass nun auch der englisch-französische Krieg gegen Österreich nur mehr eine Fragen von Tagen sein konnte.

Ich stürmte zu Grete ins Zimmer, teilte ihr die Nachricht mit und sagte: „Nun müssen wir aber schnell abreisen“. „Hast du etwa Angst“, fragte sie mit einem halben Lächeln. „Ich tue was du willst, aber überstürzen wir nichts“. Der Gedanke Angst drängte mich zur Abreise, bewog mich, mit innerem Widerstreben meinen ersten Plan fallen zu lassen und den Bezirkshauptmann zu Rate zu ziehen. Hätte ich doch dieser „Angst“, die doch nur eurem Leben, eurer Gesundheit galt, nachgegeben. Was wäre der armen Frau, was wäre dir erspart geblieben!

So fuhren wir am Donnerstag, dem 13. August mit dem ersten Schnelldampfer, dem „Baron Gautsch“ ab. Herr Bezirkshauptmann meinte, es sei früh genug, die Reise mit diesem Schiff, dem Besten, gefahrlos und schnellstens zu machen. Die letzten Tage, so schön sie für uns waren, verliefen doch in steter innerer Unruhe und unter dem Zeichen des Einpackens.

Am vorletzten Abend gingen Grete, Fräulein B. und ich zum Sonnenuntergang auf den Gebirgskamm zum Kirchlein „San Giovanni“ hinauf, um Abschied zu nehmen. Deine Mutter pflückte blaue Disteln, als Erinnerung für daheim. Still und friedlich lagen, als wir die Höhe erreicht hatten, das Meer, die Küste, die Inseln im Lichte der untergehenden Sonne uns zu Füßen. Und doch war diese Welt voll Schmerzensrufen, – nur hörten wir sie nicht, – voll der entsetzlichsten Vernichtung – doch wir sahen sie nicht!

In der letzten Nacht saßen wir lange auf dem Cap Leva, genossen die herrliche Sommermondnacht und schmiedeten Pläne für die Zukunft. Als wir zu Bett gingen sagte Grete: „Ich weiß bestimmt das ich Lussin (Lošinj) nicht wieder sehen werde! Es war zu schön.“ Ich lachte dazu, dachte insgeheim aber doch an den Weltbrand, der mit dem Entschluss zur Reise wieder unmittelbar vor meine Seele getreten war und wie ich meinte, nun bald auch mich, auch mich ins Ungewisse treiben sollte.

Der 13. August war wolkenlos mit schwachem Mistral heraufgekommen. Wir erwachten frühzeitig und rüsteten uns zur Abreise, da der Dampfer für 9 Uhr angekündet war. Als ich nach dem Frühstück durch eure Stube ging, in der deine Mutter eifrig packte, du voll Ungeduld auf das Zeichen des Aufbruchs wartest, sagte sie zu mir: „Heute ist der 13. (sie hatte eine stete Angst vor diesem Tage und hatte mir oft im Laufe der Jahre versichert, sie sei überzeugt, sie werde einmal an einem solchen Tage eines unnatürlichen Todes sterben) wir sollten lieber nicht reisen. Aber ich bin ein Sonntagkind und habe immer Glück im Leben gehabt. Wir werden wohlbehalten ankommen.“ Ich lachte still für mich wegen ihres steten wiederkehrenden Aberglau-

bens und nahm Dich mit zum Hafen hinab, wo wir zusammen für uns, das Mädchen und Fräulein B. in der provisorisch errichteten Agenzie die Karten lösten, die du, mit Ölschmutz noch unter den Reliquien dieses Tages finden kannst, wie auch den Erlaubnisschein der Gemeinde zur Reise, der damals notwendig war.

Da der Dampfer Verspätung hatte, brachte ich dich heim und lief noch einmal zum Bad hinunter und schwamm lässig ein paarmal auf und ab, traurig, dass diese Herrlichkeit nun ein Ende haben sollte.

Endlich nahte das große, schnelle, schlanke Schiff und legte am Molo des Lussingrande (Veli Lošinj) an. Wir bestiegen es ernst, weil es ein Abschied war, froh so schönes Reisewetter, ein so gutes Schiff zu haben. Als der Dampfer losgemacht, langsam offenes Fahrwasser zu erreichen suchte, riefen wir, besonders du, unser kleiner lieber Bub, den Bekannten am Ufer ein letztes Lebewohl zu und winkten, bis Städtchen und Hafen außer Sicht kamen.

Das Meer war durch eine erfrischende Brise ganz leicht bewegt, voll jener unbeschreiblichen Bläue, jenem goldigen Gefunkel, wie ich beide nur an der Adria und im Mittelmeer gesehen habe.

„Mit mir muß man reisen, dann hat man Glück!, rief voll Übermut deine Mutter dem Fräulein B. zu, als es sich die beiden am Steuerbord des Deckes, dicht an der Reling, in nächster Nähe des Pantry, auf ihren Bordstühlen bequem machten. Sie konnte sich so sehr, so vom ganzen Herzen freuen, die Gute konnte so voll Dankbarkeit und Glück sein, dass man es wie einen warmen Hauch in solchen Stunden von ihr ausströmen fühlte und von ihrer Gefühlsstärke mit fortgerissen, sie vom Herzen lieben musste. Ich hatte meinen Bordstuhl mehr achter, aber auch auf der Steuerbordseite aufgestellt. So verbrachten wir den Vormittag, jedes für sich, abwechselnd Dir das Schiff, die Küste, das Meer zeigend, keine kleine Aufgabe bei deiner großen Wissbegier und deinem Feuereifer, bei all dem wieder Neuen. Unser Kurs führte westlich von S. (Sansego/Susak) vorbei, nicht durch den Kanal. Das machte mich stutzig und führte mich zur Vermutung, dass letzterer wohl durch Minen gesperrt sei. Doch hatte ich kein unangenehmes Gefühl dabei. Ein Kursdampfer muss doch unsere Minenfelder kennen und sie zu vermeiden im Stande sein.

Als die Tischglocke ertönte, fuhren wir zwischen C. (Cherso/Cres) und der Südspitze von I. (Istrien/Istra) wie mir schien mehr südwestlich, als in ruhigen Zeiten die Regel war. Bei Tisch, die halbformliche innerhalb der kleinen Gruppen von Bekannten, aber fröhliche Unterhaltung unter der nichts ahnenden Gesellschaft. Sie bestand zu meist aus heimkehrenden Badegästen, zum Teil aber auch aus einberufenen Offizieren. Unter ihnen saß auch jener Artillerieoberleutnant und seine Frau, denen fast alle, die einige Stunden nachher noch lebten, ihr Leben zu danken hatten. Den Namen dieses Helden und seiner todesmutigen Frau habe ich nie erfahren, bewahre aber ihr Andenken dankbaren Herzens.

An der Spitze der Tafel hatten die Offiziere des Schiffes ihre gewohnten Plätze eingenommen, oben der Kapitän. Er war ein Mann Mitte der Vierziger, mit leicht aufgewirbelten Schnurrbart, kräftigen zum Fettansatz neigenden Körperbau, wie ihn die hoch gewachsenen unter den besseren Ständen der Triester Bevölkerung so oft zeigen. Er unterhielt sich lebhaft mit seiner Umgebung. Mir schief gegenüber fütterte

– ich kann nicht anders sagen – ein Lloydoffizier, der die Fahrt als Passagier machte und den ich später in einer eigentümlichen Situation wieder sehen sollte. An einem Nebentisch eine Wiener Dame mit ihrem beiläufig 12-jährigem Töchterlein. Ich kannte sie von L. (Lussingrande/Veli Lošinj) her. Sie hat bei der Katastrophe eine für dich wichtige Rolle gespielt. Am Nebentisch saß ein älterer Beamter aus Wien, ein alter Herr mit Familie. Auch er war einer jener Personen, die durch die späteren Ereignisse in meinem Gedächtnis haften blieben.

So saßen wir und ließen uns – in Lussin war schon Schmalhans Küchenmeister geworden – die kultivierte Küche schmecken. Nach Tisch erhieltst du zu essen, überwacht von deiner Mutter. Ich ging ab und kehrte, als du in deine Kabine zum schlafen gebracht wurdest, ohne ihre Lage und Nummer zu kennen, zu meinem Bordstuhl am Promenadendeck zurück. Wir hatten, es mochte fünf Minuten nach eins gewesen sein, B. (Brioni/Brijuni) noch nicht erreicht. So stellte ich Berechnungen an, wie viel Verspätung das wohl bis nach Triest zu bedeuten habe und meinte, da P. (Pola/Pula) nicht angelaufen werden durfte, wieder ging mir das ominöse Wort „Minen“ durch den Kopf, dass wir wohl wieder Zeit gewinnen würden. Darüber schlief ich ein. Ich schlief fest und tief, da die Nachtruhe nur kurz gewesen war. Es weckte mich ein spielendes Kind, das unversehens an meinen Stuhl stieß. Ich fahre ungehalten aus meinem Schlaf auf – und habe heute diesem Stoß des kleinen Kinderkörpers dein teures Leben zu danken.

So vorschnell sind wir Menschen oft mit unserem Urteil und müssen es ja sein, da wir auf unseren Wegen nicht ausblicken und oft erst später ermessen müssen, ob ein Geschehnis uns zum Nutzen oder zum Schaden war. Ich ziehe die Uhr: 2 Uhr 15. Ich sehe aufs Meer: Wir haben weit ab so ziemlich die Insel B. (Brioni/Brijuni) südwestlich passiert, also eine sonst immer benützte Wasserstraße nicht durchfahren dürfen. Ich mache einen Rundgang auf Deck, um mich genauer zu orientieren. In der Nähe der Südspitze von B. (Brioni/Brijuni) vor der Einfahrt nach P. (Pola/Pula) liegen zwei unserer Schlachtschiffe mit drei Schornsteinen in See. Von ihnen dringt ab und zu ein scharfer Schuss herüber – also Schießübungen. Jedenfalls mit scharfer Munition, geht's mir durch den Sinn. Von den Forts ebenfalls ab und zu Schüsse. Weit, weit im Meere draußen, mit freiem Auge erkennbar drei schwarze Punkte. Ein Torpedoboot wie ich vermute. Gleichfalls weit ab in See ein großer Dampfer mit zwei Schornsteinen, der im Parallelkurs mit uns aber in entgegengesetzter Richtung fährt. Es muss ein Schwesterschiff der „Hohenlohe“ sein, nach dem Aussehen, Kurs und Zusammentreffen.

Da steigt in mir zum ersten Mal die bange Frage auf warum fahren wir so viel näher bei Land wie dieses Schiff? Laufen wir hier keiner Gefahr in das Minenfeld zu geraten, welches unzweifelhaft um P. (Pola/Pula) herum gelegt ist? Ist unser Kurs nicht unvorsichtig gelegt? Aber ich verscheuche das Bedenken schnell. Unsere Lloydoffiziere sind doch so gewissenhaft, wohl auch erfahren und ausgebildet und vor allem müssen sie die Grenzen des Feldes, wenn es vorhanden ist, doch genau kennen. Unser Kurs muss von der Kriegsmarine doch genau bestimmt sein! Also weg mit den Bedenken. Der „Hohenlohe“ wird eben ein Hase sein und andere Gründe für seinen Kurs haben. Vielleicht läuft er B. (Brioni/Brijuni) gar nicht an, oder hat

Militär an Bord und einen südlicheren Hafen als Reiseziel, das er möglichst rasch zu erreichen hat.

Gefahr? Unsinn! Ich lehne mich über die Reling, lasse mich vom Winde durchblasen, bis ich ganz wach bin, trinke in der Pantry rasch einen schwarzen Kaffee und beobachte dabei drei herausgeputzte kartenspielende Damen. Ich mache mir dabei so meine Gedanken darüber, was für arme Menschen die sein müssen, da sie in mitten dieser gottvollen Natur einer solchen ärmlichen Zerstreuung bedürfen, um die Zeit hinzubringen, die Zeit, die für deine Mutter und mich so voll von Glücksgefühlen, voll der schönsten Erlebnisse nur zu schnell vergeht. Ich wende mich ihr zu. Sie liegt auf dem Bordstuhl, ist wach und sieht mit jenem warmen weichen Ausdruck auf die Wellen hinaus, der sich über das liebe Gesicht breitet, wenn sie ganz glücklich und froh ist. Sie hat den blauen Schleier gegen den Wind geschlungen, den dicken warmen Mantel, darunter ein blaues Kleid an. Zufällig streifen meine Augen ihre Beine und ich besehe mir die Strümpfe, braune durchbrochene Strümpfe, die ich so gut nach ihrem Muster kannte und braune Halbschuhe mit Lacklederklappen. An beiden – sonst an nichts – habe ich die arme Liebe tags darauf wieder erkennen können.

Ich gehe auf sie zu, berühre ihre Schulter. Sie wendet sich mir zu. Willst du das Kind sehen? Es schläft so herzlich in seiner luftigen Kabine. Durch die Luke kannst du es beobachten. Komm, ich führe dich. Ob ich wollte! Im Schlaf bist du immer so reizend mit deinen blonden Locken, den roten Backen und den kleinen zur Faust geballten Händchen. Dank dir Grete, dass du mich diesen Weg führtest. In wenigen Minuten musste ich ihn wissen – oder ich hätte unser Kind nicht gefunden. Wir stiegen hinab zum Zwischendeck auf Steuerbord. Ganz vorne, die erste Luke war's, wo die Brise so recht dir Kühlung bringen konnte. In ihrer Liebe und Fürsorge hatte sie diese Schlafstelle ihrem „Herzbuben“ ausgesucht. Da lagst du und schliefest fest und gut. Wir plauderten über dich. Doch endlich reissen wir uns von diesem Anblick los und wollen nach oben gehen. Ohne weitere Absicht fragte ich da: „Welche Nummer hat die Kabine?“ „Nummer vierundzwanzig“. Instinktiv betrete ich den Schiffsraum, suche Kabine 24 und merke mir den Weg von hier aufs Promenadendeck.

Dort komme ich wieder am Rauchsalon vorbei, sehe auf meine Uhr, es ist sechs Minuten auf dreiviertelvier (15:39 Uhr) (richtig sechs Minuten auf dreiviertel drei, 14.39 Uhr). Die Damen spielen eifriger denn je. Auf Deck herrscht nach der Mittagspause und den allgemeinen Schläfchen reges, heiteres Leben. Man lacht und scherzt, die Kinder spielen Fangen auf den glatten Schiffsblanken, purzeln hin, überkugeln sich weinen auch ein wenig ab und zu, die Männer rauchen, plaudern von Krieg und Kriegsgeschehen, beobachten von fern mit Gläsern die Küste, der wir uns noch etwas genähert haben. Ab und zu fährt der immer mehr sich entfernende dumpfe Knall der Schüsse über die See hin. Über dem ganzen liegt jener halb wohlthätige, halb beengende Hauch der Kultur, guten Ton und Beherrschtheit, wie er in der ersten Kajüte größerer Dampfer sich breit macht, auch zum Behagen beiträgt und wohl noch mehr beitrüge, wenn er uns nicht so viel von der Unmittelbarkeit der uns umgebenden Natur raubte.



Ich trete auf deine Mutter zu. Sie liest einen Brief und öffnet eben die Lippen zum Sprechen, – da ein Donnerschlag, der durch den mächtigen Schiffskörper geht, ein Stoß nach aufwärts, ein Klirren und Prasseln, Schreien, Heulen, Kreuchen, Rennen, Hasten, Toben, Splintern von Holz und Eisenteilen, die von oben her durch die Luft fliegen, ein Regen von Glasscherben, der sich aus den Flaschenregalen der Pantry auf uns ergießt. Die Luft ist für einen Augenblick von gelben Schwaden durchzogen, ist stickig, kaum atembar. Auf Backbord fährt eine hohe Wassergarbe gegen Himmel.

Deine Mutter springt auf, sie ist im ersten Augenblick bleich geworden, bleibt aber ruhig, fest und durchaus beherrscht. Unter den wahnsinnig heulenden, kopflos hin und her rennenden anderen Weibern ist sie ihnen ein Vorbild wie immer „Was war das?“ „Geschoß oder Mine!“

Dann rufen wir beide in einem: „Das Kind! sofort hinunter und so schnell wie möglich zurück und herauf mit ihm“, schrie ich ihr ins Ohr, damit sie es bei dem Geheul hören konnte.

Ist Gefahr? Ich weiß es nicht. Aber sicher ist sicher. Er ist jedenfalls aufgewacht und erschrocken. Das rufen wir uns zu, während wir durch die verzweifelte Hin- und Herwogende, dem Sonnendeck zuströmende Menge uns Bahn machen, über die Stiege hinab fliegen zu jener Kabine 24, die unser alles birgt.

Daneben lag Kabine 25, und ich hatte früher gesehen, dass zwei Kinder darin schliefen, so klein wie du, so süß und blondlockig wie du. Als wir den Gang jetzt passieren steht ein Mann, der Vater, in Hemdärmel ohne Kragen und Schuhe, laut Verzweiflungsrufe ausstoßend, vor der Kajütentür und versucht – ein grauenvoller Anblick – in wahnsinniger Angst mit Fäusten, Füßen und der Wucht seines Körpers die Tür zu brechen, – die Tür, die sich nicht mehr öffnet! Ich war kalt, eisig überlegt bis jetzt, da aber packt für eine Minute auch mich die Angst: „Wird die Tür zu Erny nicht aufgehen?“ Ich stürze hin, drehe die Schnalle und jubelte, es geht, es geht, da hat deine Mutter mich schon erreicht. Wir betreten den Raum, in dem du in Hemdlein, laut weinend, auf deinem Bette sitzt. Grete beginnt dich anzukleiden, notdürftig wenigstens, so war es ihre Absicht, doch bringt sie nur die rechte Sandale an dein Füßlein und hat dein Leben mit diesem letztem mütterlichen Liebesdienst gerettet. Dann rufe ich ihr zu: „Keine Zeit verlieren, wir wissen nicht wie es steht. Haben wir Zeit, so können wir später es nachholen nur rasch auf Deck hinauf, rasch, rasch.“

„Unser Geld“ (Sie hat einen Teil im Handtäschchen). Unsere Koffer, (einige Stücke waren in der Kabine, die anderen darunter auch meine alte, gute Geige, die von dir so geliebte „Fidl“ unten im Schiffsraum). Alles lassen! Kann später geholt werden! „Das Kind hinauf, halte dich dicht an mich und eile“.

Als wir die Kabine verlassen, steht der arme Vater noch immer vor jener Kabine 25, heult, trommelt mit den Fäusten, mit den Knien, Schultern gegen die fest verschlossene Tür – ein leises Weinen dringt bis zu uns heraus. Auf dich bedacht können wir nicht helfen, müssen fort, hinauf an das Tageslicht. Ich habe den Mann nicht wieder gesehen. Es wird ihn dort wohl der Tod erreicht haben, ihn und seine beiden Kinder. Ich trage dich am Arm durch eine rasend gewordene, gänzlich

kopflos sich balgende, sich niedertretende Menge. Nur rasch zum Promenadendeck hinauf! Seit ich dich am Arm, Grete neben mir weiß, bin ich wieder ganz ruhig, fest entschlossen geworden, finde im Vorbeigehen sogar Zeit, all die Verzweigung rings um uns, alle jene Szenen wirklich oder eingebildeter Todesangst zu beobachten. Ich wusste es ja noch nicht, wie sehr sie berechtigt war! Auch die unfreiwillige Komik blitzte erlösend, wie beruhigend mitten innen im Menschenknäuel auf. So machte ich Grete auf eine jener geputzte Kartenspielerinnen aufmerksam, die nun ein Bild des Jammers, ihre prächtigen goldbraunen Locken verloren hat, sodass die darunter am Kopf gelegenen grauen Haare sichtbar wurden. Die falsche Pracht liegt zu ihren Füßen, ein verlebtes altes verzerrtes Gesicht stiert uns an. Sie schreit und weint, betet und findet doch Zeit – alterndes, sogar jetzt noch gefallsüchtiges Weib, sich zu bücken und mit einer Art von entschuldigendem verschämenden Lächeln gegen die Umgebung, die Perücke sich wieder aber verkehrt aufzusetzen und mit jener typischen, nicht nachzuahmenden weiblichen Handbewegung die Haare glatt zu streichen.

Wir sind wieder auf Deck. Deine Mutter gefasst und ruhig wie ich, dicht neben mir. Mein Auge fällt auf den Bordstuhl des Fräulein B. Er ist leer, sie nirgends zu sehen. Werde ich ihr, wenn es nötig ist, helfen können? Da stürzt Fritzi, grün im Gesicht mit von Entsetzen hervorquellenden Augen, bebenden Lippen und Händen auf mich zu. Der Anblick empört mich im Momente widerlich, da mir ihre Angst, solange wir nicht wissen, was nun folgen wird, sinnlos verfrüht und sogar selbstisch erscheint. Als sie aber die Lippen öffnet, und ich das, was sie mir zuruft erfasse, hätte ich sie am liebsten wie eine Schwester umarmt und denke noch heute an dieses arme Mädchen, wie an eine selbstlose opfermutige Heldin. Denn sie sagte zu mir: „Um Gottes Willen Herr Professor wir sinken! Was geschieht jetzt nun mit unserem armen Bübel? Was wird mit dem Bübel sein? Wer wird unser Bübel retten!“

Da steht sie im Angesicht des Todes, glaubt wenigstens an jener grauenvollen Schwelle zu sein, deren Anblick auch den Nervenstärksten ein innerliches, durchdringendes Erschauern abringt und denkt an das ihr anvertraute Kind. Tapfere!

Ich blicke rasch über die Steuerbordreling, wo wir die ganze Fahrt zugebracht. Das Schiff hat seine Fahrt eingestellt, und ich sehe, dass der Abstand des Wasserspiegels, in diesen wenigen Minuten, die seit der Explosion verflossen sind, sich uns stärker genähert hat. Wir sinken also rasch! Mir schießt durch den Kopf: Rettungsgürtel für uns, dann aufs Sonnendeck oder wenn's möglich ist rasch über Bord vom Schiff weg. Vor Fritzi und deiner Mutter, die in gefasster Ruhe aber mit ernstesten, traurigen Augen vor mir steht, vor ihnen verberge ich, was ich mir entdeckte.

„Wer das Kind rettet, ich selbstverständlich?“ rufe ich Fritzi fast grob zu. Bestimmtheit, selbst Grobheit ist Wohltat, Beruhigung Handlungsmöglichkeit in solchen Minuten.

Dann erblicke ich in der Nähe der Schiffstreppe jenen Oberleutnant und seine Frau aus einem großen Haufen in mitten einer sich balgenden Menge Rettungsgürtel austeilend. Die Panik hat ihr höchstes Maß erreicht. Es spielen sich Szenen ab, die unbeschreiblich sind, schreien, heulen, fluchen, beten, gellt vom Dampfer auf. Sein Verdeck ist noch horizontal.



Auf Backbord steigen dichte weiße Dampfwolken auf. Also die Kessel auch hin! Geht es mir durch den Kopf. Da kommt in den wenigen Sekunden, die wir auf die Rettungsgürtel warten, mit seinen verzerrten Lächeln eine Zigarette zwischen den Zähnen, ein Schiffsoffizier an mir vorbei. Ich rufe ihn an: „Was ist? Wir sinken!“ „Unsinn! Kleine Havarie, hat nichts zu bedeuten.“ Da kocht der Zorn in mir auf. Wir sinken unheimlich rasch, und er geht spazieren und spricht von kleiner Havarie! Hunderte sind ohne Rettungsgürtel, wissen nicht, wie sie sie finden. Wie die Kisten öffnen, wie sie anlegen, und er spricht von kleiner Havarie! Ich brülle ihn auf italienisch an: „Täuschen sie das Publikum nicht! Machen sie Schiffe klar! Verteilen sie Gürtel, beruhigen können sie doch nicht!“ Er zuckt die Achseln – grinst und geht weiter. Er war der einzige, den ich von der Bemannung während jener Minuten des Unterganges überhaupt gesehen habe. Ich trete an die Reling, immer das weinende, immer an meinen Hals sich klammernde Kind am linken Arm und sehe zum Sonnendeck hinauf, um mich über die Boote zu informieren. An Steuerbord versucht man ein Boot, sage ein Boot frei zu machen. Es ist von Mannschaft besetzt, ist übervoll.

Passagiere versuchen hinein zu steigen und werden mit Gewalt abgewiesen. Ich wende mich ab.

Mein Blick gleitet nur zur einzigen schmalen Treppe, die an Steuerbord an das Sonnendeck führt. Da wollen wir ja hinauf, sobald Fritzi mit den Gürteln zurück ist.

Ein unentwirrbarer auf Leben und Tod kämpfender, sich zerfleischender Menschenknäuel ringt dort. Von den sinnlos wütenden Massen werden Frauen und Kinder einfach niedergetreten. Dabei beginnt das Deck sich zuerst leise und allmählich dann immer schneller nach Backbord zu neigen. Der Schiffslänge nach bleibt es bis zum Schluss horizontal. Die Szenen um uns werden immer wilder und wilder. Da komme ich mit euch beiden nicht hinauf! Das sehe ich wohl. Ich bin mir der Höhe der Gefahr voll bewusst, in dem wie eine Mausefalle konstruierten Promenadendeck zu bleiben, mit seiner Eisen- und teilweise Glasverschalung, mit seiner niedrigen Decke, die nur eine Spalte für ein zufälliges Entkommen frei lässt. Aber die Hoffnung durch einen Sprung, wenn der nicht mehr möglich ist, durch einen Zufall heraus zu kommen, scheint mir noch immer größer als euch unbeschädigt und rasch in die Höhe zu bringen. Denn es war schon hoch an der Zeit, obwohl von dem Moment der Explosion bis dahin etwa fünf Minuten vergangen waren. Da meine Uhr zwölf Minuten vor drei Uhr stehen blieb, ich sechs Minuten vor dreiviertel zum letzten Mal und zwar unmittelbar vor der Explosion auf sie sah, hat die Katastrophe vom Eintritt des Wassers in das Werk neun Minuten bis zum Untergang (weitere sieben Minuten) gedauert.

Da kommt Fritzi, es sind inzwischen wieder einige Sekunden vergangen, gefasseter als früher mit den Rettungsgürteln zu uns zurück. Die Dinger beruhigen sie noch mehr, sie murmelt Gebete. Ich gebe dich ihr zum halten und lege meiner lieben Grete den Gürtel um und knüpfe ihn fest. Dann nimmt sie ihren Herzbuben zum letzten Mal auf den Arm und küsst ihn. Inzwischen versorge ich Fritzi. Das Verdeck wird immer schiefer, sodass wir uns kaum noch an der Reling zu halten vermögen. Ich erwäge schon den Sprung über Bord, da dringt sich betend eine alte, magere, schwer kranke

Nonne an mich, einen Gürtel in der Hand. Ich kenne sie von L. (Lussingrande/Veli Lošinj) her. Sie war uns oft begegnet, und sprach namentlich immer von dir, – kurz sie konnte mit dem Gürtel nicht umgehen und bat mit flehentlich, ihr zu helfen. Ich half ihr auch und knüpfte die Bänder fest. Ich wollte fast, ich hätte diese kostbaren Minuten nicht versäumt, denn damals wäre der Sprung noch möglich gewesen und die Nonne ist trotzdem zu Grunde gegangen.

Als ich auch damit fertig war, legte sich der Dampfer so rasch zur Seite, dass ich mich an der Reling nicht mehr halten konnte und über die glatten Planken des Rauchsalons glitt, wo neben mir Grete, neben dieser Fritzi lehnte, sie waren mit dir schon früher hinabgeglitten. In fieberhafter Eile versehe auch ich mich mit dem Gürtel und nehme dich, den wahnsinnig Schreienden wieder in meinen linken Arm. Grete und ich lehnen dicht nebeneinander, sodass eine Verständigung trotz des Tobens und Rasens um uns in den letzten Minuten möglich ist. Ich will unser Gespräch hier noch bis zum letzten Moment aufzeichnen, denn es zeigt dir, wie lieb wir uns hatten, wie todesmutig die Frau bis zum letzten Augenblick der Vernichtung entgegen sah.

„Was kommt jetzt?“ „Der Untergang, Liebe – Der Tod, vielleicht auch das Leben, wenn wir vom Dampfer loskommen.“ „Tod! Das Leben ist so schön!“ „Küsse das Kind Liebe und küsse mich jetzt!“ Sie tuts und küsst dich auf die Stirn, mich auf die Wangen, denn meine Lippen findet sie nicht. Ich reiche ihr die freie rechte Hand, fasse sie fest, bewusst, dass es unser letztes Lebewohl sein wird. Ich fühle heute noch den warmen, festen Druck dieser Finger, der mir so oft im Leben Mut und Halt gegeben, der mir so oft wortlos von ihrer tiefen Liebe erzählt hatte!

„Leb wohl“ sage ich. „Leb wohl“, antwortet sie. „Und wirst du das Kind retten können?“ Ich sage mir kaum, mein eigenes ist jetzt keinen Heller wert, aber ich schwöre mir, kämpfen will ich für ihn, solange noch ein Atemzug in mir ist. Ich blicke meine Liebste fest an, dränge alle Zweifel in mir zurück, und sage sicher und laut: „Bestimmt“. Sie darauf: „Wenn du bestimmt sagst, dann wird er gerettet. Auf dieses Wort von dir hab ich mich immer verlassen können,“ dabei lächelt sie müde, voll Liebe und Güte.

Der Dampfer liegt ganz auf Backbord, steil ragt vor uns fast senkrecht das Verdeck wie eine Mauer auf. Der Wassereinbruch muss daher jeden Moment kommen. Und was dann? So mache ich einen letzten verzweifelten Versuch, die Nägel der rechten freien Hand in die Planken zu schlagen und mich da hinauf zu arbeiten. Vergebens! Ich gleite zurück. Das ist der Tod für uns alle. Auch jetzt bin ich, da wir ja gemeinsam sterben dürfen, ruhig und klar im Kopfe. Nur unendlich weh ist's mir ums Herz. Du bist still geworden für ein paar Minuten. Ich sehe dich an und flüstere dir ins Ohr: „Ich hab dich so lieb!“ Dann wende ich den Kopf zu Grete, sehe zum letzten Mal ihr liebes, trautes Gesicht, die Augen, den Mund den ich so oft geküsst. „Ich hab dich so sehr lieb!“, rufe ich ihr zu. Mit dem selben, matten, wehen Lächeln wie vorhin, öffnet sie die Lippen, „Ich hab dich“, – sie konnte nicht vollenden! Ein jäher, ohrenzerreißender Schrei geht durch die Luft. Ein Grauen, eine Verzweiflung liegt in dem wie ich's noch nie gehört. Ich werde ihn niemals aus dem Herzen und den Ohren bekommen! Dann ein Brausen und Gurgeln über uns. Ich sehe über der

Verdeckmauer weißen Gischt und Schaum dringen und sehe, fühle, höre von allen Seiten die Fluten vor uns niederstürzen, dann wird's Nacht um mich! –

Was nun folgte, mein lieber, tapferer Bub, so wacker es ein kleiner dreijähriger Körper vermochte, beim Rettungswerk half, das kann ich nur so bruchstückweise erzählen, denn als wir aus den Augenblicken höchster Todesgefahr, aus dem gesunkenen Schiff zum Lichte auftauchten, hatten uns beide jene kalten, harten Hände schon erfasst gehabt – so grausam wie nur sie sein kann, höhnisch wieder fahren lassen.

Doch steht jede Einzelheit klar vor mir, denn ich war nach diesem Abschied innerlich so stahlhart, kalt überlegt wie vorher, wenn ich auch sicher glaubte, zu Grunde gehen zu müssen. Ich will versuchen, niederzuschreiben, was unter Wasser mir durch den Kopf schoss und was dort mit uns geschah. –

Ich bade besonders gern bei stürmischer See. Ich habe es auch diesen Sommer getan und bin bei der stärksten Bordbrandung immer so weit Herr der Wellen geblieben, dass ich mich in der richtigen Sekunde auf den Felsen schwingen und so ernstesten Verletzungen entgehen konnte. Die Wucht jener Wassermassen, dieser Wirbel aber, die uns damals beim Wassereinbruch erfassten, war so ungeheuer, dass wir wie ein willenloses Zeug von ihnen in der Mausefalle hin und her geworfen wurden. Ich habe vier Schläge gezählt. Das erste Mal, als mich die Wucht des Wassers erfasste, wie ich dich nur mit dem linken Arm zu locker gehalten habe, denn – ein Moment jäh aufzuckender Verzweiflung, die mir noch heute den Atem benimmt, ich fühle wie du mir entgleitest, dein nasses, glitschiges Körperchen mir keinen Halt mehr gibt und ich vergebens an deinem Bein, es war das linke, hinabgleite! –

Ich geb's verloren, da kommt mir am Fußlein etwas festes in die Hand, die Sandale. Die halte ich mit jener Kraft fest, wie sie nur die Verzweiflung uns eingibt. Die Sandale! Schießt's mir durch den Kopf. Deiner Mutter letzter Liebesdienst hat dir so das Leben gerettet. Instinktiv reiße ich dich an mich, noch tagelang hat in mir der Ruf, der Gedanke nachgehallt, das Kind, das Kind! Nun schlage ich beide Arme um dich fest, während wir hin und her geworfen werden.

Wir sind erledigt. Vorbei Leben und Glück! – Die Todesnot will ich abkürzen und atme zweimal während des Folgenden, tief Wasser ein so tief als ich kann, im vollen Bewusstsein dessen, was ich tat. Während die Erstickungsnot unheimlich rasch zunimmt, der Lufthunger qualvoll wird, geht mir, daran erinnere ich mich noch ganz genau, das Folgende durch den Kopf (Bedenke, dass ich Mediziner und Anatom bin): Das ist also der berühmte, „angenehme“ Erstickungstod. Gar so angenehm ist die Sache nicht. Wo bleibt die Musik? Alles Schwindel, was in den Büchern steht. Soll's einmal einer probieren! – Jetzt verstehe ich das Bild der Ertrinkungslunge. Bei dieser Atemnot muss es ja zu kapillaren Zerreißen kommen. Ganz begreiflich, dass im linken Herzen das Blut dünner wird, die kryoskopische Blutprobe wäre ja ganz gut, wenn die Wasserleichen nicht alle so faul wären, bis man sie auf die Tische bekommt. Da sieht man wieder die Theorie! Wo bleibt die Musik, die Musik? Ich bin sehr ärgerlich um sie gefoppt zu sein! Dabei ist es mir, als ob ich die Lunge eines Ertrunkenen seziere, mit jenem langen großen ganz schmal zugeschliffenen Messer, das ich jahrelang benutzte, als ob ich immer über die Schnittfläche fahre und das

Ertrinkungsödem davon abstreife und als solches erkenne. Ich glaube, wir waren beide schon halb drüben damals – so dämmerte ich hin.

Da weckt mich – hin und her geworfen von den Wasserwirbeln im Promenadendeck, ein Schlag auf die Stirn, der recht heftig gewesen sein muss, da ich noch die Narbe davontrage. Auch dich muss er, da dein Köpflein an mich gepresst war, getroffen haben. Denn du trugst nachher über Nase und linke Gesichtshälfte einen blauen Streifen. Der Schlag weckt mich. Ich komme zur Besinnung, fahre innerlich zusammen. Ich fühle eine Eisenkante, dünn und scharf und denke, das muss die Eisentraverse sein, die das Dach des Promenadendecks (also den unteren Rand des Sonnendecks) abschließt. Wenn du darunter vorbei kämst, – dann müsstest es aus der Mausefalle ins Freie gehen. Instinktiv strecke ich den Kopf darunter vor. Eine vom Inneren des Schiffes kommende Strömung erfasst uns, zwingt uns darunter durch – die Nacht wird grün – es wird Licht! – Sonne in meinen Augen, Luft in den Lungen! Du schreist aus voller Kehle, das Kind, es lebt! Das verzehnfachte Kraft und Mut, ein halber Atemzug, der doch alles in seiner Kürze belebt, befreit. Dann ein Wirbel, der uns in die Tiefe zieht. Ein neuerliches bewusstes Auftauchen, ein wenig Luft wieder, so immer hin und her zwischen Leben und Tod. Oben höre ich immer wieder deine Stimme, du lebst! Also nach oben! Mit den Füßen und der einen freien Hand immer wieder hinauf. Dann einige Sekunden Pause, wieder atmen dürfen, köstlich! Dich, dem die Wellen immer wie mir Mund und Nase verschließen, fasse ich fest am linken Arm. Mit Daumen und Zeigefinger halt ich dein Kinn umfasst und hebe es so hoch es geht über Wasser.

Um uns ein entsetzliches Ringen und Balgen, wahnsinniges Schreien, Fluchen, Beten, Röcheln Ertrinkender – Sterbender. – Vom Dampfer keine Spur mehr. Fern ein gekentertes Boot. Mehr sehe ich in diesem Moment nicht, denn meine Zwicker hat mir die See von der Nase gespült.

Dem Boot will ich mit meiner Last zustreben, mit einem Kind werden sie doch barmherzig sein, da umklammern in der Tiefe vier Hände meine Fußknöcheln, ich will mich befreien, es gelingt mir nicht. Sie krampfen sich fest, sie ziehen uns hinab. „Bestien, mein Kind, ich trage doch mein Kind, sehen Sie nicht das Kind, Bestien! So schreit's in mir, so brülle ich aufs äußerste gereizt, gequält, gemartert in den Kampfspausen, die nun folgen, in den kurzen Momenten, wo jene lebensbegierigen, verkrampften Hände und Arme in der Tiefe den Halt an mir verlieren und ich dir, mein armer Bub, einen kurzen lebenserhaltenden Atemzug erobern kann. Wir zwei – oder wir alle vier zusammen – denn auch euch tragen kann ich nicht. Und nun in Verzweiflung hab ich's getan – in höchster Todesnot, mit dem wütenden Begehren im Herzen, dich zu erhalten. Ich hab so lang gegen die da drunten gestampft, getreten, meine Beinen ihnen entzogen, bis es ruhig wurde unter mir.

Ich habe also bewusst zwei Menschen getötet, um unseres, deines zu erhalten. Wer es war, weiß ich nicht. Aber Geschöpfe waren es gleich uns, und noch heute rinnt's mir bei den Gedanken noch eiskalt über den Rücken und wenn ich vor dem Spiegel stehe und mich betrachte, überkommt mich ein Grauen darüber, dass ich es tun musste. Sie mögen es mir verzeihen, wenn sie es vermögen, die, denen ich viel tun musste. Sie mögen es mir verzeihen, wenn sie es vermögen, die, denen ich vielleicht ihr Liebstes geraubt. Ich konnte, ich durfte nicht anderes. Es galt dein Leben.

Und abgesehen von allem, was ich bewusst getan habe, wir sind in solchen Momenten höchster Todesgefahr willenlos, ich weiß es heute, beherrscht von dem unzählbaren, alles in sich dominierenden Willen zum Leben, der wie ein nicht unterdrückbarer Reflex uns dazu treibt, ganz automatenhaft zu handeln.

Endlich wurde es ruhig unter uns ... todesruhig. Als wir zu einer kurzen Pause auftauchten, weintest du noch, schlugst dein Ärmchen um meinen Nacken und legtest vertraut und müde Dein Köpfchen an meine Stirn. Ich war zum äußersten erschöpft, atemlos, außer mir, erholte mich aber rasch wieder als ich in Frieden einige Atemzüge tun konnte und sie auch Dir verschaffte. Ich blickte um mich. Eine von ringenden, wie die Bestien gebärdeten, nein wirklich, bestialischen Menschen zerwühlte blaue See, Schreie, gellende Hilferufe um uns, fern, fern die Küste, unerreichbar auch ohne die Last, die ich trug, unter mir die See, die unablässlich an mir und an den schweren Kleidern zog und sog und wie ich mit meinen halb blinden Augen zu erkennen meinte, weit und breit kein Schiff.

Was wird noch kommen, Mut und Ausdauer bis zum Letzten, denn er lebt, er lebt noch! Da fühle ich – und das gehört mit zu dem Ermattensten, was ich damals durchlebte, den Gürtel, der sich im vorangegangenen Kampfe gelockert haben musste, abwärts zum Becken gleiten. Die Folgen, ich hatte ja nur eine Hand frei, sind qualvolle. Der Auftrieb, den dadurch der Unterleib gewinnt, drückt mir Kopf und Brust in die Wellen und nimmt dadurch auch Dir trotz verzweifelter Abwehr und Aufrichteversuche zeitweise die Luft. Immer wieder richten wir uns auf, fasse Dein Kinn, hebe es über Wasser, suche den Gürtel mit der rechten Hand höher zu ziehen. Immer wieder misslingt es, immer wieder sinke ich nach vorne oder in die Tiefe.

So treiben wir, wie lange, weiß ich nicht. Dein Schreien wird immer leiser. Dein Ärmchen immer, immer schwächer, Dein Köpfchen ... mit Entsetzen bemerke ich es ... ohne dass ich es hätte halten können ... fällt vorn über. Ich schreie Dir jetzt und später immer wieder ins Ohr: „Kopf hoch Erny, Kopf hoch!“ Du hast mich verstanden, was ich von Dir wollte, du tapferer, kleiner Bub und halfst so auch mit Deinen letzten schwachen Kräften das Rettungswerk zu vollbringen.

Wie ich noch so arbeite, entsetzt, erschöpft, außer mir, nähert sich uns, die wir bisher ziemlich abseits von den Kämpfen und Balgereien über Wasser geblieben waren, eine Gruppe raufender Frauen und Männer, alles durcheinander. Da sie näher kommen, erkenne ich erst, dass der Kampf um ein Fass geht, ein weißes Fass, so groß wie ein Weinfass. Es muss halb voll gewesen sein, da es eben nur ein wenig über Wasser ragt.

Nur nicht unter diese Wilden hinein, sie entreißen mir, erschlagen mir das Kind. Ich trachte fortzuschwimmen. Es geht nicht, ich habe zu viel mit dem Gürtel, dem Kind, dem Aufrichten zu tun. Sie sind ganz nahe und das Fass mit ihnen. Bei einem fruchtlosen Versuch, den Oberkörper hoch zu bekommen, fasse ich instinktiv den schmalen Rand des Fasses mit der Rechten. Es gewährt einigen halt, eine kleine Ruhepause, Raufende um uns entfernen sich zum Teil, kurz nach einiger Zeit klammern sich am Fasse nur wir uns an und eine bleiche Frauenhand, zu der ein blasses Gesicht mit hervorquellenden Augen und stierem Blick und aufgelösten Haaren gehört. Doch das Fass trägt uns nicht. Es sinkt ... es sinkt! Es hat zu wenig Auftrieb für

uns drei. Ich lasse los, sinke sofort wieder vorn über, der Gürtel drückt unsere Köpfe wieder ins Wasser. Es geht nicht, so geht's nicht länger. Nur ein paar Minuten Ruhe, dann wäre es möglich, wenn ich das Fass, welches die Frau und uns nicht zu tragen vermochte, ein paar Augenblicke allein hätte. Ich rufe sie an: „Ich habe ein Kind zu retten, kann nimmermehr, muss mich ausruhen. Nur ein paar Augenblicke. Lassen Sie das Fass los einen Moment los! Ich muss das Kind retten, das Kind, das Kind!“ Und die bleiche, müde Hand lässt los, freiwillig los. Verzichtet auf den letzten Halt. Sie muss einer Mutter gehört haben oder einer Bewusstlosen, sonst hätte sie mich weggestoßen. So aber lässt sie los, gesegnet sei die Hand, die Frau, die solches tat. Vergebens suche ich in meiner Erinnerung die Züge mir wieder lebendig zu machen. Ich weiß nicht, wer es war. Nur ein paar Augenblicke, dann soll sie es allein haben. Ich will, ich werde ihr sogar helfen können. Den linken Ellbogen mit der Last Deines Körperchens stütze ich auf das Fass, fahre mit der rechten Hand an den verfluchten Gürtel, ziehe, zerre ihn nach aufwärts über die schweren, faltigen Kleider. Es misslingt zuerst, dann geht's. Er sitzt nur mehr locker, aber oben unter den Armen. Ich gleite vom Fass ab, halte es mit der rechten Hand, tue ein paar tiefe Atemzüge und sehe mich zugleich nach der Frau um. Ich sehe sie nicht mehr, ich finde sie nicht mehr. Oder ist es jene Leiche, die da droben treibt, Rücken nach oben?

Es ist furchtbar, wird erst recht furchtbar, wenn man vom Schreibtische aus darauf zurückdenkt, abwägt ob auch dieses Opfer unbedingt nötig war, um unser Leben zu erhalten, ob es ohne uns gerettet worden wäre? Weiter!!! Es kommen andere wieder in die Nähe, sie gewahren unser Fass, schwimmen darauf zu, starke Männer, eine Frau wird zurückgestoßen! Ich fürchte ihre Brutalität, stoße ihnen das Fass zu und treibe wieder, Dich immer im linken Arm, nun Dein Köpflein auf meine Schläfe gelegt, weiter. Der Gürtel bleibt oben, wir können uns noch lange, lange halten, wenn nicht ein brennender Schmerz, ein Schwächegefühl im linken Arm mahnen würde, dass seine Kraft am Ende ist. Wechseln! Dich vielleicht verlieren, Dich neuerlich dem Einatmen des Wasser aussetzen! Solange es zu vermeiden ist, alles lieber als das. Um uns ist es ruhiger geworden. Die See ist merkwürdig glatt, schwer beweglich, schwarz. Ich sehe um mich, in nächster Nähe schwimmt ein Mann. Ich erstaune sein verzerrtes Gesicht ist schwarz wie das eines Negers. Ein verbrannter, denke ich zuerst, dann fällt mein Blick auf Dich. Deine sonst hellblonden Locken kleben in schwarzen, schmierigen Strähnen an Deiner Stirne, das Gesichtlein ist schwarz, schmierig meine Hände desgleichen. Alles fühlt sich so fettig an, das Wasser, das ich trinke, denn immer geht's auch jetzt nicht, ohne eine kräftigen Schluck ab, da Dein Gesicht getragen und vor allem gehalten sein will. Die Luft, die wir atmen, alles hat einen ekelhaften Geruch nach Petroleum, Schmieröl.

Da erinnere ich mich, das die beiden Dampfer nicht mit Kohle sondern mit Naphtha gefeuert wurden, folglich mussten die Naphtha-Tanks durchgeschlagen worden sein. Sie sind unten im Schiffsraum ... also doch eine Mine!

Wir treiben und treiben – und ich fühl's lange geht's so nicht mehr. Ich bin am Ende. Und vor allem Du weinst nicht mehr. Dein Köpfchen fällt immer schlaff herab, sobald ich meinen Kopf schief halten muss. Du bist bewusstlos, lebst du noch? Ich fühle Dich noch ein wenig ganz schwach atmen, wie lange noch? Von Grete habe



ich nichts mehr gesehen ... sie war wohl unten oder trieb als Leiche. Wenn auch Du erlegen sein würdest, so entschloss ich mich, will ich den Gürtel abwerfen, untertauchen, abkürzen. Wozu ohne Euch leben? Aber vorher sich noch vergewissern, ob es für uns nicht doch noch eine Rettung gibt.

Wir waren in die Nähe jenes Bootes getrieben worden, welches als einziges frei gemacht wurde und das ich früher schon in der Ferne habe schwimmen sehn. Eine Frau hat später berichtet, dass um einen Sitz auf dem Schiffskiel verzweifelte Kämpfe ausgefochten wurden, Kinder und Frauen mit Ruder erschlagen wurden. Davon habe ich nichts wahrgenommen, ich weiß nur, dass um das Boot, als wir ihm nahe gekommen, sich Leute mühten, alles kräftige, junge Männer, die später mit mir noch in einem Zimmer saßen. Einer davon war Lloydoffizier; zwei andere stellten sich mir als Maschinisten des Schiffes vor, ich rufe sie an: „Ist keine Rettung in Sicht?“ Sie achteten unser nicht. An ihrer statt antwortete ein Mann mit Brille, der gravitatisch und bequem von einem gut sitzenden Gürtel getragen wird: „Drei Torpedobootszerstörer sind ganz nahe.“

Ich habe ihn später als einen Beamten kennengelernt, der echte Doktrinäre, „höhere Beamtenseele“, denn ich entsinne mich, wie er bald nach diesem Augenblick den Seinen, die gleichfalls wohl geborgen um ihn herumschwammen, einen Vortrag hielt, dass es eigentlich ganz leicht sei, sich zu retten, nur gefasst müsse man bleiben, zweckmäßig handeln müsse man, dann gehe es ganz von selbst. Dabei wischte er immer wieder vergebens mit der fettigen Hand die fettige Brille.

Ein Anblick, eine Situation, die zum lachen gestimmt hätte, wäre ich dessen fähig gewesen. Denn so ganz leicht, so selbstverständlich war unser Entrinnen nicht gewesen. Und ... warum sah ich noch immer nichts von Deiner Mutter und von Fräulein B. ? Ich war am Ende meines Könnens damals, mehr tot als lebendig. Aber die Worte: „Drei Zerstörer sind nahe“, ließen mich das Letzte hergeben, denn ich fühlte noch ganz schwach Deinen Atem, wenngleich Du auch bewusstlos warst. Vielleicht wäre selbst damals alles misslungen und ich hätte eine kleine Leiche an Bord gebracht, wenn mir die letzten 10 Minuten des Schwimmens hindurch nicht eines jener langen, mächtigen Ruder in die Hände getrieben worden wäre, die einen Mann leicht über Wasser halten. Ich ergreife es, lege es auf den Rücken zweier treibender Leichen, schiebe es unter meine rechte Achsel, und hebe mich links so weit über Wasser und Öl, dass mein Arm etwas entlastet ist und Du, wenn auch bewusstlos, Luft bekommen musstest und geborgen warst. So harrete ich aus!

Wie aus Nebel heraus, das machte wohl auch meine Kurzsichtigkeit, sehe ich plötzlich den Bug eines Zerstörers ... es war der C. (Csepel) vor mir auftauchen und still stehen. Rettungsboote werden klar gemacht, ins Wasser gelassen und gehen auf Suche. Ein Jauchzen, ein Hurra schallt vom Meere auf. Nur ich schweige. Lebst Du noch? Bleibst Du am Leben ... wo ist Grete?

Da passiert dicht neben uns zwei ein Rettungsboot. Ich schreie, brülle: „Ein Kind, ein Kind – allein halte ich aus! Nehmen Sie nur das Kind!“ Nichts, man versteht mich nicht, oder das Boot ist übervoll, es fährt vorüber!

Aber jede Minute kann für Dich Leben oder Tod bedeuten. Ein zweites Boot naht uns, übervoll wie das erste. Ich rufe es deutsch und italienisch an. Sie wollen wieder

passieren. Da erkennt mich jene Frau mit dem Töchterchen, macht die Matrosen auf uns aufmerksam. Sie kommen, sie kommen! Nehmen den kleinen, armen, beschmutzten Körper zu sich, wollen mir einen Rettungsgürtel zuwerfen „Non bisogno, questa Raba! Grazie tante. Per un altro signor!“

Ich habe da jetzt beide Arme frei, den einen gesunden, den anderen allerdings, das merke ich erst jetzt, gebrauchsunfähig, kraftlos, schmerzhaft vom langen Halten Deines Körpers. Sie fahren fort, ich schwimme langsam, langsam nach. Da löst sich zuerst die furchtbare Spannung in mir „Er ist an Bord.“ Eine entsetzliche Übelkeit überkommt mich, ich erbreche Wasser, Öl, Speisereste, doch arbeite ich mich vorwärts und erreiche, es soll beiläufig vier Uhr geworden sein, das Fallreep. Aber hinauf zu turnen in den schweren Kleidern, die mich in die Tiefe ziehen, das vermag ich nicht mehr. Zwei, vier Fäuste packen mich, heben. Ich stehe auf der Treppe: „Lebt das Kind?“; schreie hinauf „Wir wissen es nicht!“ Ich laufe hinauf, da liegst Du in Putzwolle eingehüllt bis zur Unkenntlichkeit beschmutzt, das linke Schuhlein am schlaff nach auswärts gerollten Bein, die Augen verglast, halb geschlossen ... ein Anblick, der mir durch die Seele ging. Neben Dir jene Frau und deren elfjährige Tochter „Er lebt“, sagte sie. Ich beuge mich zu Dir, fühle den Puls, schwach aber regelmäßig. Herztöne deutlich! Du atmest! Ich richt Dich auf und horche Dich ab. Links hast du zu viel Wasser, rechts weniger. (Lunge) Es rasselt und pfeift, aber du atmest doch. Ich küsse Dich und du lächelst, mich erkennend, matt mich an. Nun geht's ans Laben, ans Helfen. Der Kommandant, alle Matrosen bemühen sich um Dich und es scheint ihnen unerhört, dass ich dich retten konnte.

Von beiläufig achtzig Kindern warst Du das einzige, kleine, das überlebte. Sie geben Dir Wasser, Milch, Zucker mit Schnaps, den magst Du nicht, aber ich zwingte ihn Dir durch die Lippen und folgsam wie Du bist, schluckst Du das Dir ungewohnte scharfe Zeug hinunter und sagtest – es war Dein erstes Wort – „Gut Papa!“

Ich küsse und küsse Dich, trage Dich auf die verschaltete Kommandobrücke und bette Dich gut und warm. Das Wasser, das Öl rinnt uns aus Mund und Nase, wir erbrechen alle paar Minuten, aber du lebst ja!

Während das Meer noch weiter durchsucht wird, die Toten allmählich geborgen werden, spreche ich mit dem Schiffsleutnant. Er ist empört über den Kapitän, der sich rettete und gegen seine Vorschrift statt zwölf acht Meilen vom Land, zwei Meilen im Minenfeld fuhr. Er hat die Grenze gekannt, versicherte er mir und als wir die Explosion und den Untergang sahen, mit maximaler Geschwindigkeit hierher, mitten ins Minenfeld gefahren. „So sind wir noch Mitten drinnen?“ „Ja“, sagte er. Ich suche – ich hatte mich völlig entkleidet und stehe nackt, unbekümmert um die Frauen neben den Offizieren – Ich suche mit den Augen meinen Rettungsgürtel. Er sieht den Blick und lacht „Keine Sorge, hier sind Sie sicher.“

Prächtige, liebe Menschen! Vom Ersten bis zum Letzten haben sie sich benommen wie es Seeleuten geziemt, dabei hilfsbereit bis zur letzten Hose.

Kommandos erschallen über Bord! Die Maschine beginnt zu arbeiten. Wir schießen über das Meer, hinter uns die beiden anderen Zerstörer. Wir an der Tete. Du liegst häufig hustend und brechend im Kommandoturm in Tüchern eingeschlafen.



gen. So oft ich Dir nahe komme, streichelst mir Hand und Wange, als ob du wüsstest, was hinter uns liegt ... als ob du mich trösten wolltest.

Wo ist Grete? Wo sind die anderen – ich schreite das Schiff ab, nichts! Lauter verzerrte, beschmierte fremde Gesichter, ihre lieben, treuen Zügen finde ich nicht. Niemand ruft mich an! Aber da hinten, da fahren noch zwei Boote, die auch Gerettete an Bord bringen. Unter denen muss sie sein. Sie hatte ja einen Rettungsgürtel. Aber: Ist sie überhaupt aus der Mausefalle? Eine unsagbare Angst kriecht mir über die Kehle hinauf. Ich bezwinde sie. Noch ist Hoffnung.

Gegen sechs Uhr fahren wir in Pola (Pula) ein und machen dicht am Land die Bojen fest. Tender kommen. Einsteigen! Ich trage Dich bis zum Fallreep, eine Maja, eine Matrosenhose an, Du in Putzwolle und in einem Matrosenleibchen. Dich hinab zu tragen, fühle ich mich zu unsicher und zu müde. Ein Matrose tut es. Wie ich vom Tender hinabsteige, fragt mich ein Etwas von Mensch. „Wo ist Ihre Frau?“ Ich fasse die Frage nicht. Wie ich später höre, war es Fräulein B., die ich nicht erkannte und lange Zeit für tot hielt. Zur Antwort soll ich verzweifelt die Achseln gezuckt haben.

Wir gehen achterwärts, ich bette Dich auf meinen Knien, küsse, küsse Dich, beruhige Dich, segne Dich. Neben mir das Päckchen mit Uhr, Brieftasche, Zigarettentui, Portemonnaie, der linken Sandale. Die unbrauchbaren Kleider habe ich an Bord zurück gelassen.

Wir nähern uns dem Land, wo eine Gruppe Geretteter steht. Ich sehe hin, glaub eine lichte Gestalt zu erkennen, ja sie ist's. Grete ist es. Ich stehe auf, strecke das Kind ihr entgegen, ein Blitz der Freude durchfährt mich. So war's doch nicht umsonst.

Am Lande werde ich von Hurra und Evivas umbraust. Man gratuliert mir zur Rettung des Kindes, bezeichnete es als Wunder. Stolz wie ein König, mein Büble am Arm, glücklich eile ich auf jene Frau zu, halte ihr das Kind hin, rufe bestimmt Grete ich hab's gesagt.

Sie blickte mich verständnislos an. Ich sehe genauer mit meinen halb blinden Augen zu, da wird es Nacht um mich! Ich wende den Kopf, es war eine fremde Frau.

Da bin ich gar still mit meinem Büble zur Treppe gegangen und habe mich auf eine Stufe gesetzt – verzeih, Kind – trotzdem ich Dich im Arm geborgen hielt, habe ich da aus Herzensgrund vor allen, allen Menschen geweint.

Es fasst mich jemand an der Schulter, reißt mich aus meinem Kummer und ich höre zu mir sprechen: „Sie sollten mit dem Kinde nicht im Zuge sitzen, kommen Sie in meine Kanzlei, dort können Sie es auf einen Diwan legen! Ein Major war's, der so sprach. Ich folgte ihm willenlos, bettete Dich, so gut es ging, auf ein Ruhebett, welches jene Maschinisten und Offiziere besetzt hatten.“

Der Abend sank herab. Draußen ratterten die Rettungswagen und Autos hin und her, die Lebende und Tote von den Tendern aufnahmen und zum Spital brachten. Aufgeregte Gespräche der Offiziere, harte Urteile über den Kapitän, Weinen, Dankgebete, Schilderungen der Katastrophe drangen durch das offene Fenster zu uns herein.

Du lagst still und fiebrig in Deiner Wolle, hieltest meine Hand umklammert und stelltest nur manchmal die stereotyp wiederkehrende Frage an mich „Warum ist der Dampfer untergegangen, wo ist Mama und Fritzi?“

Was ich Dir sagte, weiß ich nicht mehr, aber geküsst hab ich Dich immer wieder, Deine fetten schwarzen Locken hab ich gestreichelt und den Tag gesegnet, der Dich uns gegeben.

Endlich werden auch wir in ein Rettungsauto gepackt und fahren zum Spital. Es war Nacht geworden. Ein hastiges Treiben herrschte auf den matt erleuchteten Treppen und Gängen, die ich von meiner Dienstzeit her so gut kannte und die ich nach zwölf Jahren so wiedersehen musste.

Manche der Ärzte erkannten mich wieder als ich ihnen meinen Namen nannte. Sie verschafften uns beiden auch auf der Offiziersabteilung ein isoliertes Zimmer. Dort putzte ich so weit ich es vermochte Dein armes, erschöpftes, beschmiertes Körperchen, gab Dir warme Milch und legte Dich, so rasch es anging ins Bett, wo du erschöpft gleich einschliefest.

Nun durfte ich nach Grete suchen! Ich übergab die Obhut über Dich der Schwester und schritt im großen Spital von Saal zu Saal, trat an jedes Bett, aus dem ein Frauenkopf hervorlugte und fragte und fragte. Lauter Fremde! ... Nur Unbekannte, von Grete, von Fritzi von Fräulein B. keine Spur.

Still schlich ich wieder die Treppe und die Gänge zu Dir hinauf, dem Einzigen, was mir die Welt noch barg ...

Lass mich, lieber Bub diese erste, grauenvolle Nacht übergehen.

Ich saß am offenen Fenster, rauchte Zigarette auf Zigarette, horchte auf jeden Deiner Atemzüge, beruhige Dich, wenn Du aufschriest, bettete Dich um, wenn Du unbequem lagst. Und wenn es zu unerträglich in mir aussah, dann trat ich wieder an Dein Lager und sagte mir immer wieder aufs Neue vor, dass du lebst.

Das hat mich auch jenen ersten Morgen erleben lassen, in dem im Grauen des jungen Tages vor meinem Fenster ein Flieger hoch oben seine Kreise zog und das rings erwachende Leben um mich mir die Gewissheit gab, dass trotz allem Entsetzlichen, was hinter mir lag, das Leben unbekümmert, unbeeinflusst seinen Gang weitergehe, und dass ich's um Deinetwillen eben werde ertragen müssen.